

waren. Von hier gingen auch 1875—1880 eine Anzahl Familien nach Kansas und Nebraska. Hier war auch der Schauplatz hochwertiger Kulturleistungen, besonders in der Landwirtschaft, denn die holländischen Flüchtlinge vom 16. und 17. Jahrhundert haben große Entwässerungsarbeiten in den Werdern durchgeführt und durch Fleiß, Arbeit und Geschicklichkeit ein ödes Land in fruchtbaren Boden umgewandelt. Jetzt ist das Mennonitentum hier wohl auf ewig dahin, denn es ist kaum zu denken, daß die Mennoniten wieder zurückkehren werden, auch wenn der polnische Staat ihnen Haus und Hof und Heimatrecht wieder gewähren sollte, was sehr wahrscheinlich nicht der Fall sein wird.

Ich habe noch einige Reste der Mennoniten dort gefunden, besonders bei Markushof. Dort war noch der betagte Älteste Cornelius Dirksen, der inzwischen nach der amerikanischen Zone in Deutschland gekommen ist und etwa 50 Seelen aus seiner Gemeinde. Im ganzen waren vielleicht noch 200 Mennoniten im vorigen August in diesem Gebiet. Seitdem sind die meisten bis auf rund 50 nach Deutschland in die russische Zone abtransportiert worden. Die übrigen sollen im Frühjahr 1948 dorthin folgen.

Die Mennoniten in Uruguay

Von Gustav E. Reimer

Die Mennonitengruppe in Uruguay ist sozusagen der letzte direkte Ableger des westpreussischen Mennonitentums, ein Reis vom schon entwurzelten Baum. Sie zählt heute rund 1200 Seelen, wovon allerdings nur etwa drei Viertel aus Westpreußen stammen. Die übrigen sind Lemberger, Rußlanddeutsche und Sonstige.

Nach Uruguay kamen die Mennoniten in zwei Transporten, die vom Mennonitischen Zentralkomitee in Nordamerika (MCC) durchgeführt wurden, der erste Ende Oktober 1948 (mit 750 Personen), der zweite drei Jahre später, im Oktober 1951 (mit 430 Personen). Ein dritter Transport, zu dem sich aber nur 21 Personen gemeldet haben, wird zur Zeit (April 1954) vorbereitet.

Manches hat sich anders entwickelt, als es sich die Auswanderer des ersten Transports vorgestellt hatten. Sie glaubten, nur der Vortrupp für die große Mehrheit ihrer Schicksalsgenossen zu sein. Der wirtschaftliche Aufschwung in Deutschland nach 1948 hielt die meisten zurück, insbesondere diejenigen, die begonnen hatten, sich wieder eine Existenz zu schaffen. Andere zogen eine Auswanderung nach Kanada vor; ja, ein gewisser Prozentsatz des zweiten Transports bestand aus „verhinderten Kanadiern“.

Noch auf dem Schiff hatten die ersten Einwanderer Pläne geschmiedet für eine große, gemeinsame Siedlung. Man hatte eine Einteilung in 7 Dörfer geplant und bereits die Leitung der Dörfer und der Siedlung gewählt. Doch auch da kam es anders.



Nach ihrer Ankunft in Uruguay wurden die Angehörigen des ersten Transports zunächst in zwei Lagern untergebracht, der kleinere Teil in einem Hafenschuppen der Stadt Colonia, am La Plata, Buenos Aires gegenüber, gelegen, der größere Teil in dem entlegenen Militärlager Arapay im Nordwesten des Landes. Diese Lager, für einen kurzen Übergang gedacht, sollten fast zwei Jahre bestehen. Ein Landkauf war nicht vorbereitet gewesen und kam erst mit großer Verzögerung zustande, zum Teil deshalb, weil seitens des MCE anfänglich Unschlüssigkeit bestand, wieweit man dafür Mittel freimachen könne.

Im Juni 1949 wurde schließlich das 1200 ha große Restgut El Ombu im Departement Rio Negro, 25 km vom Landstädtchen Young entfernt und fast 300 km nördlich von Montevideo gelegen, für 252000 Pesos gekauft. Gut drei Viertel dieser Summe sollte durch Beleihung seitens der staatlichen Hypothekenbank aufgebracht werden, den Rest ließ das MCE. Die Beleihung durch die Bank, vermittelt durch das Kolonisationsamt, erfolgte aber erst im April 1950. Jetzt endlich setzte die Besiedlung von El Ombu ein, die Willy Dück im „Mennonitischen Gemeindekalender für das Jahr 1952“ anschaulich beschrieben hat.

Nicht alle Einwanderer freilich wurden in El Ombu sesshaft, und für alle hätte das Land auch nicht gereicht. Schon bei den rund 80 Familien, die dort siedeln, beträgt die volle Hofstelle nur 14 ha. Viele Familien hatten aber inzwischen zusagende Arbeitsplätze gefunden, zumeist in der Hauptstadt Montevideo, wo die Löhne am höchsten sind, oder aber sie hatten Pachtungen übernommen. Eine Reihe von Familien erhielt dann später Land zusammen mit Angehörigen des zweiten Transports.

Als im Oktober 1951 der zweite Transport in Montevideo eintraf, war die Siedlung El Ombu bereits aus dem Größten heraus und konnte die Neuankommlinge aufnehmen. Der größte Teil strömte aber bald wieder nach Montevideo zurück, um Arbeitsplätze zu finden, die einen vorübergehend; die anderen, meist solche mit städtischen Berufen, für die Dauer.

Auch mit dem Landkauf ging es diesmal rascher. Schon nach kurzer Zeit wurde — auf dieselbe Weise, wie vorher El Ombu — die Estancia Brabancia mit 1769 ha für 648 000 Pesos gekauft. Sie ist gleichfalls im Departement Rio Negro gelegen, nicht weit vom Uruguayfluß, etwa 70 km nordwestlich von El Ombu und 40 km südlich von der Stadt Paysandu. Schon im Mai 1952 begann die Besiedlung von „Gartental“, wie es die neuen Bewohner jetzt nannten, die Verschreibung jedoch verzögerte sich — und das zeigt, wie gründlich uruguayische Behörden manchmal arbeiten — bis zum 1. April 1954. Das Land ist aufgeteilt in 98 Hofstellen (die volle Hofstelle zu 17 ha) und 14 Heimstätten (zu je 1 ha).

Wirtschaftlich geht es in den Siedlungen langsam, aber stetig und sichtbar vorwärts, wobei El Ombu naturgemäß noch einen kleinen Vorsprung hat. Die Notwohnungen der ersten Zeit sind dort inzwischen verschwunden. Vorherrschend ist das solide, sauber verputzte Sodenhaus mit Schilfdach, kühl im Sommer und warm im Winter, doch neuerdings wird ganz massiv gebaut, so auch in Gartental. In El Ombu sind die gepflanzten Obstbäume

schon hübsch herangewachsen und beginnen, die vorher baumlose Eintönigkeit zu beleben. Fast um jedes Haus findet man einen üppigen, sorgsam gepflegten Blumengarten, wie ihn eine westpreußische Bauersfrau eben haben muß.

Angebaut wird neben Weizen in der Hauptsache Mais, Sonnenblumen, Lein und Erdnüsse. Jeder hält Hühner und ein paar Milchkühe; auch Schweine werden gemästet. Der Erlös für Eier und Sahne gibt das Jahr über das Haushaltsgeld. — In Gartental, das schweren Boden hat, hat der Anbau von Zuckerrüben im letzten Jahr einen guten Ertrag gegeben und wird nun erweitert werden. Dasselbe gilt für Roggen.

Jeder hat sein Auskommen. Das ist aber in erster Linie wohl ermöglicht durch genossenschaftliches Wirtschaften. In jeder Siedlung besteht eine Genossenschaft, die die Erträge gemeinsam verkauft, jeden Bedarf verbilligt einkaufen kann und der auch die Traktoren und sonstigen Maschinen gehören. Da bis zur Abzahlung des Landes (in 30 Jahren) die Genossenschaft auch Besitzerin der Kolonie überhaupt ist, jedenfalls nach außen hin, ist ihr Vorsitzender gleichzeitig auch das kommunale Oberhaupt der Siedlung.

Der Anfang freilich war schwer, besonders für El Ombu, wo viele aufs Land gingen, ohne vorher die Möglichkeit gehabt zu haben, sich etwas Betriebskapital zu verdienen. Fast jede Familie hatte da — und die meisten haben jetzt noch — jemanden, der außerhalb arbeitet und Geld hinzuverdient. Die Mehrzahl der jungen Mädchen ist immer noch in Montevideo in Stellung, einige Männer arbeiten ringsumher auf den Gütern. Wenn nun auch die Notwendigkeit dafür nicht mehr so groß ist, wird dieser Zustand doch andauern, denn auf den kleinen Grundstücken finden nicht alle Familienangehörigen Beschäftigung. Auf weite Sicht wird, wenn erst die Mittel da sind, wohl eine Auslöcherung der zu eng besiedelten Kolonien erfolgen. Ob aber dann die Initiative da sein wird für eine neue Gemeinschaftssiedlung?

Mehr als hundert Familien wohnen außerhalb der Ansiedlungen. 6 Familien haben von einem deutschstämmigen Estanciero bei Trinidad Land gepachtet (ca. 100 ha pro Familie). 8 Familien bewirtschaften in Gemeinschaftspacht das Gut El Pinar, 45 km von Montevideo. 6 Familien blieben nach Auflösung des Lagers in Colonia zurück, wo sie in einer Textilfabrik Arbeit gefunden hatten. Ein paar Familien leben in Young und Paysandu. Die große Mehrzahl jedoch wohnt in und um Montevideo. Sie wohnen fast ausschließlich in Mietwohnungen, über die Stadt verstreut, mit zwei Ausnahmen: 12 Familien, meist Lemberger, haben eine zusammenhängende Wohnsiedlung am Stadtrand in der Nähe des Flughafens. 8 Familien haben 30 ha Land in Las Brujas, 40 km von Montevideo, gekauft, arbeiten aber nebenher meist in der Stadt.

Die gemeindliche Betreuung dieser verstreuten Gruppen erfolgte einige Jahre von El Ombu aus, mit finanzieller Unterstützung durch die Allgemeine Konferenz-Kirche in Nordamerika. Heute bestehen 3 Gemeinden: El Ombu (seit dem 10. 3. 1952) mit einem Ältesten, 5 Predigern (davon 1 in Trinidad) und 2 Diakonen; Montevideo (seit dem 26. 10. 1952) mit zur Zeit 7 Predigern und 3 Diakonen; und Gartental (seit dem 20. 9. 1953) mit einem Ältesten

und drei Predigern (davon 1 im Ruhestand). Zwischen den Gemeinden besteht keine organisatorische Verbindung, nur einmal jährlich halten die Lehrdienste der 3 Gemeinden eine gemeinsame Versammlung ab. Etwasige Konferenzfunktionen (z. B. eine Reisekasse) werden von der Gemeinde El Ombu wahrgenommen.

In allen Gemeinden werden sonntäglich Gottesdienste abgehalten, in der Gemeinde Montevideo daneben auch regelmäßig alle 14 Tage bis 6 Wochen Andachten an 7 weiteren Plätzen in Privathäusern außerhalb der Stadt. Überall wird Jugendarbeit getrieben. Ferner finden seit 1952 jährlich allgemeine Jugentage (in El Pinar) und seit 1953 einwöchige Jugendfreizeiten (Zeltlager) statt.

Erwähnt werden muß, daß es auch eine kleine Brüdergemeinde gibt, der etwa 15 Familien angehören, die sehr aktiv ist und die von Nordamerika großzügig unterstützt wird.

Wie wird sich nun das Mennonitentum in Uruguay entwickeln? Die Teile verschiedener Herkunft — Westpreußen, Rußländer, Lemberger — wachsen erstaunlich schnell zusammen. Als Grund dafür mag die gleiche soziale Lage, zum andern das Aufeinander-Angewiesensein in fremder Umgebung gelten. Nur die Angehörigen der Brüdergemeinde halten sich aus religiösen Motiven getrennt.

Die Auswanderung bedeutete, verglichen mit früheren, in besonderer Weise einen Abbruch aller Brücken. Heimatgemeinden bestehen nicht. Viele Familien haben zwar Verwandte in Deutschland zurückgelassen, mit denen sie korrespondieren, sie lesen wohl auch noch deutsche Zeitschriften, aber eine eigentliche Verbindung zwischen den Gemeinden in Uruguay und denen in Westdeutschland besteht kaum. Die Mennoniten in Uruguay haben in diesen ersten — aber vielleicht entscheidenden — Jahren vollauf damit zu tun, mit den neuen Lebensbedingungen fertig zu werden und sich eine Existenz zu schaffen. Die Gemeinden in Westdeutschland hinwiederum haben ihre eigenen Probleme und können sich in stärkerem Maße um die Auswanderer nicht kümmern. Persönliche Besuche gar sind für beide Seiten kostspielig.

Hier haben sich nun mit aner kennenswerter Tatkraft die Mennoniten in Nordamerika eingeschaltet und viele Hilfe geleistet. Als Folge scheint sich eine allmähliche Angloamerikanisierung des religiösen Lebens anzubahnen, bewirkt u. a. durch Arbeit der in Montevideo unterhaltenen MCC-Stelle, durch nordamerikanische Zeitschriften, Gesangbücher (d. h. allmähliche Verdrängung der deutschen Ehoräle durch amerikanische Evangeliumslieder), viele Besuche von Privatleuten und Missionaren und schließlich auch durch die Bemühungen um organisatorische Angliederung der uruguayischen Gemeinden.

Schwererwiegende Wandlungen dürfte aber die Anpassung an die Umwelt mit sich bringen. Die uruguayischen Mennoniten sind schlecht gerüstet, einer kulturellen Hispanoamerikanisierung zu wehren. Die heranwachsende Jugend hat — bedingt durch Flucht und langes Lagerleben — ein ausgesprochen niedriges Bildungsniveau. Die beiden Kolonien haben zwar staatlich genehmigte deutsche Grundschulen (doch fehlt es an Lehrkräften), die Kin-

der der übrigen Familien jedoch, und das sind mehr als ein Drittel, sind, da der Besuch der deutschen Schule in Montevideo aus finanziellen Gründen meist unmöglich ist, auf die staatlichen Schulen angewiesen. Sie sprechen besser spanisch als deutsch, vom Lesen und Schreiben ganz abgesehen. Dazu kommt, daß ja auch die Jugend aus den Siedlungen, oft schon von 13 Jahren an, außerhalb arbeitet. Die meisten von ihnen in Montevideo, und gerade Montevideo als Großstadt ist geeignet, nicht nur sprach- und kulturwandelnd zu wirken, sondern durch seinen großstädtisch-zersehkenden Einfluß auch die Gemeinden in ihrer Existenz zu bedrohen. Kennzeichnend dafür ist z. B. die Zahl der Mischehen.

Diese Situation, ein ernstes Anliegen aller Mennoniten in Uruguay, hat zu dem Bestreben geführt, in Montevideo ein mennonitisches Zentrum zu schaffen, das als Wichtigstes ein Jugendwohnheim umfaßt, wo die Jugendlichen aus den Siedlungen, die dort arbeiten, Unterkunft, Obhut und Betreuung finden, ferner ein Schülerheim, eigene Räume für Gottesdienste und weitere Gemeinde- und Jugendveranstaltungen, Abendkurse usw. Zu diesem Zwecke wurde im vorigen Jahr ein „Jugendheimverein“ begründet, der sich unter allgemeiner Teilnahme und Opferbereitschaft dieses große und kostspielige Projekt zum Ziel gesetzt hat. Seine Bemühungen haben auch bei den Brüdern in Deutschland und Nordamerika Anteilnahme erweckt, zu einer — sehr notwendigen — Unterstützung jedoch noch nicht geführt.

Die Mennoniten in Uruguay sind öfters als zu konservativ hingestellt worden, weil sie an den überkommenen Grundsätzen und auch an manchem bewährten Brauch festzuhalten suchen. Gewiß ist die Partei klein, die sich kritik- und bedenkenlos für Neuerungen einsetzt. Es darf aber gerade als ein erfreuliches Zeichen gewertet werden, daß hier und da Kräfte am Werk sind, die sich ernstlich um eine Neubestimmung mühen, um eine Rückbestimmung auf den ursprünglichen Gehalt christlich-mennonitisches Wesens und um eine Vertiefung und Vertiefung gemeindlichen Lebens.

Mennonitische Dokumente in Nordamerika

Von Gustav E. Reimer

Wer sich heute mit der Geschichte der westpreussischen Mennoniten befassen will, sollte wissen, daß sich wesentliches Material dafür in den Vereinigten Staaten von Nordamerika befindet, insbesondere in den mennonitischen historischen Bibliotheken von Bethel College in Newton, Kansas, und Goshen College in Goshen, Indiana.

Einmal handelt es sich da um Bücher und Papiere, die von Auswanderern mitgenommen wurden, teilweise direkt, teilweise auf dem Umwege über Rußland wie zum Beispiel das um 1780 angelegte, in vielen Daten aber mehr als hundert Jahre zurückreichende Kirchenbuch der altflämischen Gemeinde Przeczowken (im Besitz der Alexanderwohler Gemeinde in Goessel, Kansas), s. Menn. Lex. 39. Lieferung.